

Farbig wie das Leben

Wo Minderheiten einen Stammplatz im Programm haben, wird Kunst brandaktuell und lebensnah. Das Publikum und die Kulturhäuser profitieren, wenn elitäre Schranken fallen.

Sabine Altorfer

Angesagt war ein Theater mit zeitgenössischem Tanz, damals in London. Als dann eine Frau im Rollstuhl auf die Bühne fuhr, war ich perplex. Eine behinderte Frau als Tänzerin! Eine Zumutung! Was soll das? Wie geht das?

Das war 1995. Die Candoco Dance Compagnie und ihre durch einen Sturz auf der Bühne querschnittgelähmte Mitbegründerin Celeste Dandeker, die sich nach Jahren – im Rollstuhl wieder auf die Bühne wagte. Mich begeisterte, welche Bewegungsreichtum, welche Ausstrahlung sie im Rollstuhl erreichte, wie sie mit nicht behinderten Tänzern mal achtsam, mal aggressiv Gefühle auslotete. Grossartig, diese Professionalität! Beglückend, diese Energie auf der Bühne! Erschüttert hat mich der Abend nur wegen mir selber. Weil ich mich fragen musste: Warum reagierte ich im ersten Moment so blöd? Und warum gab es so etwas zuvor nicht?

Candoco waren in den 1990er-Jahren Pioniere im sogenannt integrativen Tanztheater. Seither hat sich die Einsicht einigermaßen verbreitet, dass behinderte Schauspieler, ältere Tänzerinnen nicht nur eine exotische Anreicherung darstellen, sondern eine Bereicherung. Sagen wir es deutsch und deutlich: Behinderte, Alte, Jugendliche, Ausländerinnen, Homosexuelle, Asylbewerberinnen oder Menschen mit anderer Hautfarbe sind Teil unserer Gesellschaft. Ihr Leben und Denken, ihre Erfahrung und Expertise sind folglich Teil unserer Kultur. Genauer: Sie sollten es sein. Nicht aus politischer Korrektheit und schon gar nicht aus Rücksichtnahme oder Mitleid. Sondern weil wir sonst etwas verpassen.

Das meint aber auch, dass diese Menschen von der Szene nicht nur als Mitmacher gebraucht, sondern als gleichberechtigte Täter anerkannt werden. Dass sie Regie führen, Drehbücher oder Songs schreiben, dass ihre Bücher preiswürdig sind.

Vorbild Fussball

Eine Band aus Ghana im Musikclub des Dorfes zu hören, ist normal. Dass eine Migrantin aus Ghana in der Dorfmusik oder im Stadttheater mitspielt, ist dagegen nicht sehr üblich. Kinder aus Migrantenfamilien trifft man eher im Fussballverein. Das ist gut so! Denn ohne Secondos oder eingewanderte Spieler würde die Schweizer Fussballnationalmannschaft ziemlich schwächeln. Eine analoge Verstärkung kann auch die Kultur brauchen. Das Theater Hora und das Maxim-Theater in Zürich, die B*Bühne Aarau oder das Wildwuchs Festival Basel arbeiten mit behinderten Schauspielerinnen und Tänzern. Das Collectif Barbare mit jugendlichen Flüchtlingen aus Afghanistan. Aber es sind Nischenprodukte.

An manchen Häusern sehe man Vermittlung und Teilhabe als Aufgaben, die man auch noch machen müsse, sagt Theatermann Peter Kelting. Für die Alte Reithalle Aarau, die 2021 neu eröffnet wird, sieht er sie nun gar als Rückgrat. Und zudem als Chance, ein jüngeres und breiteres Publikum zu erreichen. Wenn das kein Ansporn ist!

In der Kulturpolitik ist das Thema «Kulturelle Teilhabe» dagegen das Wort der Stunde. Kein Kanton, keine Stadt, die es in ihren Leitbildern nicht propagiert. Beim Bund war es 2016 erstmals ein Schwerpunkt und wird in

der «Kulturbotschaft 2021-2024», dem Bundes-Kulturbudget, weitergeführt. Die Begründung: «Das Ziel der Förderung der kulturellen Teilhabe ist – analog zur Förderung der politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Teilhabe – die Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts.» Wenns um die Förderung und Chancengleichheit von Kindern geht, hat der Bund die Mehrheit des Volkes hinter sich. «Musikalische Förderung» wurde per Volksinitiative zur Bundesaufgabe.

Der Begriff «Kulturelle Teilhabe» ist wahrlich nicht hübsch, die Sache aber wichtig – und passt zur Schweiz. Kultur für alle und von allen als staatliche Aufgabe zu definieren, entspricht einem urdemokratischen Denken. Bereits in der «Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte» von 1948 heisst es in Artikel 27: «Jeder Mensch hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich der Künste zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Wohltaten teilzuhaben.»

Schwellen abbauen

Schwellen abbauen, psychologische wie physische, war die erste Stufe der «Kulturellen Teilhabe». Doch nicht nur als Zuschauer sollen alle Bevölkerungsschichten teilhaben, sondern auch aktiv: Lernen, mitmachen, selber aktiv werden oder als Profi künstlerisch tätig sein. Von interkulturell, partizipativ, von Inklusion und Chancengleichheit sprechen die Fachleute.

Wenn Teilhabe so wichtig ist, gibt es dafür sicher genug Kultursubventionen. Doch Absicht und Taten klaffen auseinander. Der Bund will in den nächsten vier Jahren 100 000 Franken

schweizweit für sein Label «Kultur inklusiv» investieren. Nicht gerade viel. Oft werden Finanzierungsgesuche für Multikultiprojekte an die sozialen oder pädagogischen Stellen weitergeschoben – so dass manche zwischen Stuhl und Bank fallen. Noch.

Alternatives Glück

Wenn man zurückblickt, wird deutlich, welcher Sinnes- und Wertewandel schon stattgefunden hat. Kultur war einst sauber schubladiert in elitär oder populär. E oder U. Ernst oder Unterhaltung. So war klar: Rock und Pop sind U, Comic war U, Krimis sowie so – und «Unterhosen-theater» war pfui. Geld gab es für E. U musste sich selber finanzieren, V wie Volkskultur auch. So klar, so einfach – so einschränkend.

Viele dieser Schranken sind gefallen. Zuerst durch die gesellschaftlichen Utopien und neuen Wertmassstäbe nach 1968 – und angefeuert durch die 1980er-Bewegung. Räume, Anerkennung und gleiche Wertschätzung auch für alternative Kulturformen, lautete die Forderung. Und das subito! Subito gings nicht. Aber immerhin entstanden Orte wie die «Rote Fabrik» Zürich, die «Reithalle» Bern, das «Kofmehl» Solothurn oder die «Kaserne» Basel.

Auch die traditionellen Häuser sind offener geworden. Kinder, die im Museum zeichnen und diskutieren, sind keine Störfaktoren mehr. Führungen für blinde und demente Menschen, für Singles oder Mütter/Väter mit Babys sind eher neu. Klassische Orchester machen Party für Jugendliche, ein Künstler lädt Skater ins Kunsthaus Zürich ein, und Floristinnen sorgen bei «Blumen für die Kunst» im Aargauer Kunsthaus für breites Entzücken.



Das schreibende Klassenzimmer

Kreativität ohne Notendruck ist das Ziel des Projekts «Schulhausroman». Seit 2005 schreiben Schüler Literatur.

Aufmunterung Zum Aufwärmen der Kreativität braucht es nur Stift und Papier, ein «Sudelheft» – und zehn Minuten ohne Blick aufs Handy oder die Uhr. Mit «automatischem Schreiben» beginnt die Thurgauer Autorin Andrea Gerster (im Bild) jede ihrer acht Coachingrunden im Oberstufenzentrum Stacherholz. Die Teenager, die auf das Stichwort «Los!» ohne Zögern und Grübeln notieren sollen, was ihnen gerade in den Sinn kommt, haben seit Wochen Grosses vor. Gemeinsam schreiben sie einen Roman, eine Lovestory mit schwierigen Vorzeichen. «Exchange Year» wird ihr Buch am Ende heissen und zusammen mit zwei weiteren Schulhausromanen als Paperback erscheinen.

An diesem Nachmittag sind sie weit gekommen; nach kurzer Lockerung werden Marlene, Timo und ihre Klassenkollegen der Sekundarklasse 2a ihre Texte am Laptop überarbeiten und layouten. Schritt für Schritt ist der Roman gewachsen; sie haben in Gruppen Ideen gesammelt und prä-

sentiert und darüber abgestimmt. Jeder hat ein Kapitel übernommen – und damit Verantwortung. Frei von Lehrplanziele und Notendruck zu schreiben, hat ihre Neugier geweckt auf das, was Sprache kann, ihr Selbstvertrauen gestärkt und die Klasse zusammengescheisst.

2005 von Richard Reich und Gerda Wurzenberger ins Leben gerufen, hat das Projekt «Schulhausroman» viele Erfolgsgeschichten geschrieben, schweizweit und darüber hinaus, seit 2017 viersprachig. Unterstützt wird es vom Bundesamt für Kultur und Stiftungen; namhafte Autorinnen und Autoren bringen sich ein. Im Fokus stehen meist Klassen, die als «wenig lese- und schreibaffin» gelten, will sagen: Jugendliche, die in ihrer Freizeit kaum zum Buch greifen und eher verzagt ans Schreiben von Bewerbungen gehen. Literarische Ambitionen hätten sie sich ohne Anstoss von aussen nie zugetraut.

Bettina Kugler



Bild: Sabrina Strübi